Sonderausgabe

Folge 59-S 32. Jahrgang • Dezember 2019 • ISSN 1611 - 5570

Köslin Kurier

Heimatkreis Köslin / Pommern

Unter Sowjetrussen und Polen in Köslin

April 1945 - Juli 1946

Beglaubigte und private Aufzeichnungen von

Franz Schwenkler

1951 • 1994

Der Autor:

Franz Schwenkler wurde am 28. November 1911 in Köslin geboren, wo er zuletzt am Gohrbander Weg 24 wohnte. Er lebte – bedingt durch die Flucht aus seiner pommerschen Heimatstadt – ab dem 18. Juli 1946 in Lübeck, wo er am 4. Juni 2003 verstarb.

Er war ab 1948 der erste Heimatkreisbearbeiter im Heimatkreisausschuß Köslin und danach dessen Vorsitzender und Ehrenvorsitzender.

Franz Schwenkler ist der Autor des Standardwerkes „Köslin – Die siebenhundertjährige Geschichte einer pommerschen Stadt und ihres Kreises". Dieses über 560 Seiten umfassende Buch wurde in erster Auflage 1966 und in zweiter Auflage 1988 herausgegeben durch die Heimatkreisausschüsse für den Stadtkreis Köslin und den Landkreis Köslin-Bublitz.

Der Text dieser Sonderausgabe 59-S des Köslin-Kuriers ist mit dem Titel „Immer mehr Deutsche werden zur Aussiedlung gezwungen" auszugsweise bereits in dem 2007 von Klaus Moerler und Arnulf Otto-Sprunck im Auftrag des Heimatkreises Köslin e. V. herausgegebenen Buch „Erleben in schwerer Zeit" auf den Seiten 143 bis 148 erschienen.

Impressum:

Herausgeber: Köslin e. V. mit Sitz in Minden/Westfalen, VR 40829 beim AG Bad Oeynhausen

Redaktion: Detlef Schwenkler, Hamburg

Gestaltung: Olaf Grutzpalk, Cuxhaven

Druckvorbereitung: Werbe- und Medienagentur Mediamor, Cuxhaven

Herstellung: Druckerei Risius, Weener (Rheiderland)

Urheberrecht: Diese im Dezember 2019 erschienene Sonderausgabe des Köslin-Kuriers mit der Nummer 59-S ist urheberrechtlich geschützt, soweit sich aus dem Urheberrechtsgesetz und sonstigen Vorschriften keine andere Regelung ergibt. Dies gilt auch für graphische Leistungen, die vom Herausgeber veranlaßt wurden. Jede Verwertung ohne schriftliche Zustimmung des Herausgebers ist unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen und für die Veröffentlichung im Internet. Ein Nachdruck – auch auszugsweise – ist nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung des Herausgebers gestattet.

Rechtschreibung und Zeichensetzung: Im Interesse der Leser wurden vertraute Schriftbilder angestrebt, weshalb den alten Regeln zur Rechtschreibung und zur Zeichensetzung gefolgt wurde, die vor der Rechtschreibreform vom 1. August 1998 galten.

Kosten: Der Köslin-Kurier ist anzeigenfrei und unentgeltlich zu beziehen. Da der Köslin e. V. für Gestaltung, Druck und Versand keine Zuschüsse erhält, sind Spenden auf das Konto mit der IBAN DE29 1009 0000 5192 7720 03 bei der Volksbank Berlin eG hilfreich.

Literatur:

- Bundesministerium für Vertriebene (Herausgeber): Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa, Bonn, 1953
- Franz Schwenkler, privat, Lübeck, 1994
- Bellin, Kurt (Herausgeber): 3. März 1945 – Fünfzigster Jahrestag der Eroberung Köslins durch die Rote Armee, Deutsch Evern, 1995
- Otto-Sprunck, Arnulf: Die Zeit war aus den Fugen, Hamburg, 1996
- Moerler, Klaus / Otto-Sprunck, Arnulf (Herausgeber): Erleben in schwerer Zeit, Köslin e. V., Hamburg/Minden, 2007
- Douglas, R. M.: Ordnungsgemäße Überführung – Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg, München, 2012
- Wikipedia

Zur Einführung

Wohl jeder Deutsche, der den Zweiten Weltkrieg überlebte, hat zumindest einmal großes Glück gehabt. Dieses gilt besonders auch für die ehemaligen Bewohner der Ostgebiete des Deutschen Reiches.

Um deren schwere Kriegs- und Nachkriegserlebnisse dauerhaft zu erfassen, hat das **Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte** im Herbst 1951 ein Großforschungsprojekt zur Schaffung einer entsprechenden Dokumentation in Auftrag gegeben, in der das Schicksal von Millionen seinen Ausdruck finden sollte. Es wurde eine Kommission gebildet, für die bis 1961 zahlreiche renommierte Wissenschaftler arbeiteten, darunter drei Generationen deutscher Historiker.

Dieses geschah laut Absichtserklärung „in der Sorge, Geschehnisse von der furchtbaren Größe der Massenaustreibung könnten in Vergessenheit fallen, die abschreckenden und aufrüttelnden Erfahrungen aus dieser europäischen Katastrophe könnten für die Staatsmänner und Politiker, denen ein glücklicheres Europa zu schaffen aufgetragen ist, verloren gehen. Kaum ein Aktenstück gibt der Nachwelt von den ungeheuerlichen Vorgängen im Osten Europas am Ende des Zweiten Weltkrieges authentische Kunde; die Opfer dieser Katastrophe haben keine amtlichen Berichte verfaßt und keinen Dienstweg einhalten können. Sie würden für die Nachwelt stumm, wenn ihnen nicht Gelegenheit geboten würde, ihre Erlebnisse aus dem Gedächtnis niederzuschreiben oder sie zu Protokoll zu geben."

Es lag „nicht in der Absicht der Wissenschaftlichen Kommission, einzelne aus dem Zusammenhang herausgelöste Fakten darzustellen oder gar eine Sammlung von Belegen über Ausschreitungen und Greuel zu veröffentlichen, sondern" es ging ihr darum, „den Gesamtvorgang der Vertreibung in historischer Treue zu erfassen, d. h. in allen seinen zeitlichen Abschnitten, örtlichen Bedingtheiten und der Vielzahl der dabei auftretenden Erscheinungen und Begleitumstände."

Man leitete jeweils eine entsprechende Materialsammelaktion ein, nämlich für die Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie, für das Sudetenland und für Südosteuropa. Sämtliche Verfasser der veröffentlichten Dokumente sind persönlich beglaubigt und ihre vollen Namen bekannt.

So entstanden fünf Bände und drei Beihefte, alle in schwarzem Leinen gebunden mit dem goldgeprägten Titel **„Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“**. Die ersten beiden Bände haben den Untertitel „Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße“.

*

Nicht einmal fünfzehn Monate blieben dem Ehepaar Hedwig und Franz Schwenkler für ein normales Familienleben in der pommerschen Heimatstadt Köslin, als der junge Ehemann im August 1939 den Einberufungsbefehl zur Wehrmacht erhielt. Genau drei Jahre später kehrte er als Schwerverwundeter zurück; ein sowjetrussisches Explosivgeschoß hatte seine rechte Schulter zerschmettert. Die kommenden neun Monate mußte er daher statt in seinem Haus in überbelegten Lazaretten ertragen. Danach erfolgte die Behandlung ambulant in einem Kösliner Hilfslazarett.

Am 15. August 1944 wurde er aus der Armee entlassen und stieg nur einen Tag später bei seiner Lehrfirma Gustav Manncke, dem größten Tiefbauunternehmen Hinterpommerns, als Baustoffkaufmann wieder ein – und zwar bis zum 1. März 1945.

Dort beginnen seine nachfolgenden Aufzeichnungen. Sie erfolgten 1951 zunächst in beglaubigter, veröffentlichter Form. Im Jahre 1994 erfüllte er den Wunsch seiner Kinder und Enkel und schrieb sein „Leben durch das 20. Jahrhundert“ auf. In diesem ist es ein Kapitel von elf anderen.

Hamburg, im November 2019

Detlef Schwenkler

„Man kann die Vergangenheit nicht einholen,
aber man kann versuchen,
die Geschichte zu bewahren
und der Jugend zu vermitteln.

Denn wer seinen Kindern nicht sagt,
wo sie herkamen,
nimmt sich und ihnen die Wurzeln
und lebt ohne Geschichte,
wie ein Blatt im Wind.“

Albert Schweitzer

Vorwort

Nach längerem und wiederholtem Drängen meiner Familienmitglieder und aus der eigenen Erkenntnis heraus, daß mir selbst das Fehlen näherer Einzelheiten über das Leben meiner Vorfahren schon des öfteren schmerzlich bewußt geworden war, will ich nun im Alter von fast 83 Jahren und aus Dankbarkeit meinem Schicksal gegenüber versuchen, einige Fakten aus meinem Leben festzuhalten.

Ich glaube, einen Zeitabschnitt durchlebt zu haben, wie er einem Menschen wohl selten zugemutet worden ist. Höhen und Tiefen, Krieg und Frieden, Lob, Dank, Verzagtheit, Freude und Leid wechselten einander ab. Besondere Zeitabschnitte prägen das 20. Jahrhundert und so auch mein Leben, das am 28. November 1911 in Köslin in Pommern begann; es war in der Zeit des deutschen Kaiserreiches (18.1.1871 bis zum Jahre 1918), des Ersten Weltkriegs 1914 bis 1918, der Revolution im Jahre 1918 mit der Ausrufung der Republik am 9. November 1918, dem sogenannten „Dritten Reich“ ab 30. Januar 1933, das dem deutschen Volk in der Zeit vom 1. September 1939 bis zum 8. Mai 1945 den Zweiten Weltkrieg mit den schrecklichen Folgen und schließlich die Vertreibung der Menschen aus dem deutschen Osten brachte.

Diese historischen Ereignisse und dazu die Schwierigkeiten bei dem Suchen nach der Vergangenheit und nach den Vorfahren haben nun auch bereits für die Enkelkinder eine gewisse Bedeutung. Daher will ich mich bemühen, einen roten Faden durch mein Leben zu ziehen und dabei die Familie und die Zeitereignisse zu berücksichtigen. Aus vielerlei Gründen, auch des Umfangs wegen, werde ich davon absehen müssen, die weiteren Zweige der Familie Schwenkler, z. B. Schulz, Zech, Hackbarth, Reinfeld und Fiedler darzustellen, und will mich daher auf die eigene Familie Schwenkler beschränken.

Lübeck, im Sommer 1994

Franz Schwenkler

Unter Russen und Polen

Am ersten Märztag des Jahres 1945 wurde in Köslin Panzeralarm gegeben. Das hieß also, der Russe steht vor Köslin und nun „rette sich, wer kann“. Es wurde keine laute Kritik geübt, es wurde die Möglichkeit gegeben, in Zügen oder privat aus Köslin rauszukommen. Die Züge waren überfüllt; wir von der Firma Gustav Manncke hatten bereits einen Lkw vorbereitet, der zum Transport von Personen geeignet erschien, und hatten dann auf meinen Wunsch hin die Frauen und Kinder unserer betriebsangehörigen Soldaten verladen; wir wollten vor den Russen die Stadt verlassen und uns nach Westen retten. Meine Kinder, meine Frau, meine Eltern, mein Onkel Erich Schwenkler, wir blieben fortan zusammen und kamen mit den etwa 24 bis 30 Menschen bis Nessin hinter Kolberg. Dort hatte unser Fahrer Bruno Bruch Verwandte, die einen Bauernhof besaßen. Diese Angehörigen waren noch nicht aufbruchfertig, wir wurden dadurch die Nacht über in Nessin festgehalten. In dieser Nacht brach der Russe auch hier durch und hatte damit das Gebiet um Kolberg eingeschlossen. Die Leiden und Strapazen der Deutschen, die jetzt geschildert werden müßten, füllen ein ganzes Buch, wenn man nur so kurz wie möglich darüber berichten wollte. Nach so vielen Jahren hat man auch heute immer noch die Sorgen im Kopf, nicht nur für die eigene Familie, sondern auch für alle, die dort mit uns waren. Es war nicht immer leicht, das Richtige zu tun. Allerdings muß ich sagen, daß meine Fronterfahrung einiges genutzt hat. So habe ich immer dafür gesorgt, daß alle 24 Menschen in einer Stube waren, wenn die Russen in Sicht waren; einer mußte immer aufpassen; dann erschraken die Russen doch etwas vor so einer Menschenmasse auf einem Haufen in einer Stube, so daß wir diese Zeit eigentlich – fünf Wochen waren es – verhältnismäßig gut überstanden haben. Wir hatten durch das Vieh zu essen, Kartoffeln waren auch da, und so konnten wir mit dem Mitgenommenen einigermaßen überleben. Natürlich war ich Tag und Nacht wach, und obwohl man Ernsthaftes nicht hätte verhindern können, sollten doch nach Möglichkeit Übergriffe allein durch unsere geballte Anwesenheit vermieden werden.

Aber ein Erlebnis könnte ich doch schildern. Eines Morgens drang ein Trupp Russen in das Haus ein und forderte „uri, uri“, die wir nicht mehr hatten. Ein Soldat erkannte an der Hand meinen Ring, den mir meine Mutter zur bestandenen Prüfung bei Reusse geschenkt hatte. Der führende Russe befahl einem Soldaten, mir den Ring abzunehmen. Ich

hatte die Absicht bemerkt und hatte den Ring schon in einer Streichholzschachtel in meiner Hosentasche verschwinden lassen; aber der Befehl ging weiter an den Soldaten, er sollte mich hinter die Scheune führen und notfalls erschießen, wenn ich den Ring nicht freiwillig herausgeben würde. So geschah es auch fast, er legte bereits an. Da gab ich in Gedenken an Frau und Kinder den Ring heraus. Danach waren die Russen wieder verschwunden. So ging es immer hin und her. Der Bauernhof war vom Dorf ziemlich abseits auf einem Berg gelegen, da war der Durchgangsverkehr der russischen und polnischen Soldaten nicht so groß wie in der Hauptstraße. So kamen wir ziemlich glimpflich davon, es hätte wesentlich schlimmer kommen können. Jedenfalls sind wir von Übergriffen ernsterer Art oder auch Vergewaltigung der Frauen verschont geblieben. Nur unsere Quartiergeber, die Angehörige einer Sekte waren, hatten sich in einen anderen Gebäudeteil zurückgezogen. Dort holten die Russen dann die jungen Frauen raus und vergewaltigten sie in der Scheune. Erst danach fühlten sich auch diese Deutschen sicherer, wenn sie bei uns in dem Zimmer waren; fortan geschah derartiges nicht mehr.

Wir konnten jedoch nicht dauernd in Nessin bleiben und planten eine Rückkehr nach Köslin. Mein Vater und mein Onkel hatten inzwischen Ausschau nach einer Fahrmöglichkeit gehalten, da unser Auto weg war – es wurde requiriert –, und die Kinder mußten zurücktransportiert werden. Die Männer fanden einen halben Kutschwagen, bauten darauf ein Brettergestell, in dem die Kinder und einiges Gepäck verstaut werden konnten. Nach einigen Wochen war der erste Schub der Russen durch die Gegend gezogen, und der Marsch der Soldaten auf Berlin ging weiter. Diesen Zeitpunkt nahmen wir zum Beginn des Rückmarsches. Mit dem Behelfsschiebkarren zogen wir ab, haben eine Nacht in einem Heuschober übernachtet, und dann ging es die Hauptstraße entlang nach Köslin. Auf dieser Körliner Straße zog das russische Militär in geordneten Bahnen an uns vorbei, die Soldaten warfen uns sogar hin und wieder einige Eßwaren zu. Sie ließen uns in Frieden ziehen und wir sie natürlich auch.

In Köslin angekommen, war das erste besondere Erlebnis, daß wir in Höhe des Ulrikenstiftes von zwei Polen angehalten wurden. Diese untersuchten alles, was wir auf der Schiebkarre hatten, und nahmen uns das weg, was ihnen gefiel. Dann zogen wir bis zu unserem Haus weiter. Das Haus stand, wie wir aufatmend sahen. Im Haus richtete ich, so weit es

in den durchwühlten Räumen ging, es so ein, daß wir ein Unterkommen hatten. Alle Personen nach dem bewährten System in einem Haus, alle in einem Zimmer, wenn es brenzlig wurde; es ist dann auch nichts besonderes passiert. Ich hatte vor dem Verlassen unseres Hauses am 3. März 1945 meine Instrumente, eine Mandoline, eine Geige, eine Ziehharmonika, eine Flöte sauber auf einem Tisch aneinandergereiht aufgebaut, damit die Russen nicht erst die Schränke aufbrechen mußten, um etwas zu suchen. Das war wahrscheinlich auch richtig, denn die Schränke waren zwar durchwühlt, und es lag vieles auf dem Boden an Kleidern und Wäsche sowie alles, was sie nicht gebrauchen konnten; aber die Schränke waren heil geblieben. Das ging so hin, bis auch ich bei einer Razzia zwei Tage später vom russischen Militär mit weiteren Deutschen aufgegriffen und zur Kommandantur geführt wurde. Wir kamen in einen Keller in den Kammerlichtspielen Am Runden Teich, wurden so eng aneinandergepfercht, daß wir nicht mal sitzen oder knien konnten. Wir mußten aneinandergereiht stehen, so vollgestopft waren die Kellerräume mit Menschen. Wir haben dort zwei Nächte ausgehalten, und dann wurden wir immer weniger. Die Personen, die die Russen gebrauchen konnten, wurden weggebracht, wir haben sie nie wiedergesehen. Die nicht mehr leistungsfähigen Männer blieben übrig, ich mit meinem lahmen Flügel mit der kaputten Schulter war zu keinerlei Arbeiten mehr fähig. Dabei spürte ich erneut die Vorsehung oder das Glück. Ein Kollege meines Vaters war als Dolmetscher tätig, er war im Ersten Weltkrieg in Rußland gewesen und hat zu meinem Wohl gedolmetscht. Ich wurde am dritten Tag der Inhaftierung entlassen und mußte dann sehen, wie ich von den Kammerlichtspielen zum Gohrbander Weg kam. Die Gefahr bestand darin, daß man von der Straße als einzelner Mensch und dann noch als Deutscher, der an der Kleidung zu erkennen war, wieder aufgegriffen wurde und so von einer Festnahme zur anderen geriet. Ich muß noch sagen, daß wir von den Russen zunächst auch noch verhört wurden, und zwar durch eine Russin in dem Gebäude der Pommerschen Bank in der Neuen Torstraße. Wir wurden dort nach Partei und sonstigen Zugehörigkeiten befragt. Da ich ein gutes Gewissen hatte oder das Schicksal es wiederum gut mit mir meinte, entließ auch die Kommissarin mich, und ich war tatsächlich wieder frei, ohne etwa eine Bescheinigung dafür zu bekommen; man war Freiwild. So machte ich mich vom Runden Teich auf den Weg hintenrum über die Jamunder Chaussee bis zum Gohrbander Weg und war wieder bei meiner Familie. Alle waren natürlich

sehr erfreut, aber meine Frau war ganz ruhig und meinte: „Das habe ich doch gewußt, daß Du gleich wiederkommst.“ Wir waren dann zunächst wieder vereint. Das ging so einige Tage, dann wurden Viehherden, die die Russen aus der Gegend zusammengetrieben hatten, auf der Zanower Landstraße bei uns vorbeigetrieben. Wieder wollte es die von mir so oft zitierte Vorsehung: Eine Kuh mit ihrem Kalb sonderte sich ab, und sicher von dem Geruch aus dem Schwenklerschen Haus angezogen, bewegten sich die Tiere auf unser Grundstück zu. Wir vereinnahmten beide, und da sich bei uns auch Fleischermeister Ponath mit seiner Frau und Tochter befand, hatten wir jemand, der wußte, wie man ein Kalb schlachtet und zerlegt. Die Hälfte brachten wir zum nahegelegenen Ulrikenstift für unsere deutschen Alten, und das Übrige hat uns dann zum Überleben geholfen. Wir hatten also Milch von der Kuh und Fleisch von dem Kalb. Aber das war wohl bemerkt worden. Eines Morgens war unsere Kuh aus dem Stall des Nachbargrundstückes Schulz, wo wir sie untergestellt hatten, verschwunden.

Dann kam ein weiteres entscheidendes Erlebnis. Unser verschlossenes Haus im Gohrbander Weg diente uns nun als Zufluchtstätte. Nur das Notwendigste wurde besorgt, die Hühner waren längst weg, und auch sonst mußten wir sehen, wie wir auskamen. Da war es auch gut, daß mein Vater die Gegend sehr gut kannte und meine Mutter besonders unerschrocken und geeignet war, dafür zu sorgen, daß für einen Haufen von Menschen Verpflegung herangeschafft wurde. Sie war unerschütterlich und mutig, ging in die Stadt zum „Organisieren“; sie wußte, in welchen Häusern Gastwirtschaften, Bäckereien oder Fleischereien waren und wo die Keller noch voller Weckgläser standen. Sie schleppte Nahrung für alle Familien an. Ohne meine Mutter hätten wir das nur schwer durchgestanden; weder meine Frau als Bauerntochter noch ich noch mein Vater waren für diese Beschaffung der Notversorgung besonders geeignet. Es war goldrichtig; denn sonst holten die Russen und Polen die Nahrungsmittel aus den verlassenen Häusern, oder sie verdarben oder verbrannten gar in den Häusern.

Eines Tages krachte es wieder an der Hintertür unseres Hauses. Ich wollte erst nicht öffnen, aber es wurde immer stärker, und bei den nächsten Schlägen wäre die Tür sicherlich zerstört worden. Ich schloß dann auf. Vor mir stand ein großer russischer Kapitän, wie ich erkannte. Er schrie mich auf russisch an. Sicherlich wollte er wissen, warum ich nicht geöff-

net hätte oder was weiß ich, jedenfalls brüllte er, und ich brüllte dagegen. Einer schrie den anderen an, er hätte mich erschießen können; aber er tat es nicht, im Gegenteil, er klopfte mir letztlich auf die Schu!ter und sagte „Germanski karaszo, ich bei dir wohnen“. Er zog tatsächlich ein, wir zogen uns in zwei Zimmer zurück und meine Frau und meine Mutter versorgten den „Gast“, er wurde bei uns verpflegt. So ging es eine kurze Zeit weiter, der russische Kapitän mit Namen Gregor lebte sich bei uns ein, er sorgte auch für Lebensmittel aus den umliegenden Dörfern, und es war eigentlich alles soweit den Umständen entsprechend in Ordnung. Unsere Mitflüchtlinge waren wieder in ihren Wohnungen.

Dann kam der Zeitpunkt, daß den Polen die Zivilverwaltung der Stadt übertragen wurde. Die Russen behielten die militärische Hoheit über die Stadt und sorgten für Ordnung, obwohl die Polen auch ihre Miliz hatten; aber hier waren die größten Räuber aller Zeiten. Die Russen waren diejenigen, die ab und an für Ordnung sorgten. Wir wußten auch, daß sie, die inzwischen die Kasernen bezogen hatten, auf dem Kasernenhof Russen erschießen ließen, die gegen strenge Gebote verstoßen hatten. Das schaffte etwas Ordnung, und insbesondere den Polen gegenüber waren die Russen sehr kampfesfreudig. Sie achteten die Polen nicht als Soldaten, sondern es waren für sie Räuber. Das können wir nach eigenem Erleben auch bestätigen: Die Polen waren, wenn sie zu etwa zehn Leuten waren, mutig, aber wenn sie alleine waren, dann hatten sie nicht den Mut zu Untaten. Nach und nach hatten die Polen eine deutsche Verwaltungsstelle im Eichamt von Köslin gegründet. Diese Stelle sollte ihnen bei der Verwaltung der Deutschen helfen. Es waren ausschließlich unsere bekannten Kommunisten aus Köslin, deren Namen mir noch im Gedächtnis sind, die ich aber nicht zu Papier bringen möchte. Diese sogenannte „deutsche Verwaltungsstelle“ versuchte nun eben als Kommunisten mehr zu erreichen als andere, sie erkundeten auch, wie es jetzt in Deutschland bis nach Berlin weiterging. Sie beschlossen, die vorläufige Verwaltungsstelle in Köslin aufzugeben und Köslin zu verlassen. Sie stellten einen sogenannten Antifaschistenzug zusammen und verließen mit ihren Angehörigen Köslin. Alle Deutschen, die damals in der deutschen Verwaltungsstelle tätig waren, hätten mitfahren können. Ich habe aber abgelehnt, weil ich mir sagte, ihr habt einen gewissen, wenn auch geringen, Einfluß auf die Russen, und es ist schäbig, wenn ihr nun euren Einfluß im Interesse aller Deutschen, die noch in Köslin sind,

nicht dazu benutzt, hier einigermaßen Ordnung zu schaffen. Das lehnten die Genossen ab, weil sie meinten, nach 1933 hätte sich niemand um sie gekümmert, und es hätte auch keiner Rücksicht auf sie genommen.

Ich blieb mit Schulrat Radtke und noch einigen in der Verwaltungsstelle. Die Polen sahen es wohl ganz gerne, daß sie überhaupt jemand hatten, der die Verhältnisse genau kannte; sie hatten zur Eroberung Leute, die deutsch konnten; aber wir hatten kaum Deutsche, die polnisch sprechen konnten. Wir bekamen einen polnischen Kommissar mit Namen Janek, der einen Sohn hatte. Die beiden übernahmen die deutsche Verwaltungsstelle unter dem polnischen Landrat und wir, die Deutschen, wurden dort „angestellt“. Wir bekamen kein Gehalt in diesem Sinne, sondern eine monatliche Zuwendung, die etwa den Wert eines Brotes hatte. Wovon haben wir gelebt? Vater, Mutter, Onkel, meine vier Familienmitglieder? Einmal die Umsicht meiner Mutter, die Nahrungsmittel heranschaffte, und ein besonderes Glück: Mein Onkel Erich hatte es geschafft, beim Russen auf dem Schlachthof in Köslin beschäftigt zu werden. Damit hatten wir einige Fleischwaren. Wie man daraus z. B. auch Wurst machen kann, wußten sowohl meine Frau als auch meine Mutter bestens, so daß wir eigentlich nie gehungert haben.

Mitte Juli 1945 wurde die Verwaltung der Stadt Köslin von den Russen den Polen übergeben. Um die Deutschen vor den dauernden Plünderungen und Schikanierungen der Polen zu schützen, ordnete die russische Kommandantur an, daß die in Köslin damals noch lebenden etwa 12.000 Deutschen in ein bestimmtes Stadtviertel, nämlich die Nebenstraßen der Bismarckstraße, zusammenziehen mußten. Wir mußten also nach dieser Umzugsverordnung unser eigenes Haus am Gohrbander Weg verlassen und zogen in die Rosenstraße Nr. 15; diese Straße war von der Räumung verschont geblieben. In dem Hause wohnte auch August Stadt mit seiner Frau; meine Eltern und Onkel Erich zogen mit um. Die Rosenstraße sollte von russischem Kommando bewacht werden; aber trotzdem wurde unser neues Unterkommen geplündert. Das polnische Landratsamt befand sich ebenfalls in der Rosenstraße, im Gebäude des Eichamtes. Ein polnischer Angestellter – Edward Paczkowsky – beschlagnahmte im August 1945 ein Zimmer unserer Wohnung für sich. Wir sahen diese Einquartierung zunächst mit gemischten Gefühlen; aber dadurch waren wir, ähnlich wie im Haus Gohrbander Weg, vor Plünderungen geschützt. Bei dem Umzug aus dem eigenen Haus in

die Rosenstraße hatte uns der russische Kapitän gestattet, alles uns geeignet Scheinende aus der Wohnung mitzunehmen; wir beluden ein Fuhrwerk und zogen um.

Während dieser Zeit hatte meine Frau ein besonderes Los zu tragen, was sie aber in aller Demut und ohne Aufhebens tat. Es wurde uns am 17. Oktober 1945 in Köslin ein Sohn geboren, Harald. Er ist allerdings am 15. Mai 1946 schon verstorben. Nach Auffassung des Arztes war er unter den damaligen Umständen nicht lebensfähig, und ich glaube, das Schicksal hat es gut mit ihm und uns gemeint. Der kleine Erdenbürger wurde durch Pastor Mahlendori auf dem Friedhof in Köslin beerdigt. Unerschrocken haben wir die Leiche mit dem Handwagen zum Friedhof gezogen. Die Haltung meiner Frau in dieser schweren Zeit ist nicht hoch genug hervorzuheben. Sie hat niemals gejammert, sie war immer besorgt um unsere Kinder und um mich.

Meine Zeit in der polnischen Verwaltungsstelle war vom 1. Juli 1945 bis 15. Juni 1946. Diese Dienststelle war im Gebäude der Baptistenkapelle Am Runden Teich untergebracht. Diese Dienstzeit wurde als Folge eines Besuches des polnischen Landrates in der Dienststelle von mir kurzentschlossen beendet. Er erwartete von mir, daß ich nach einem Jahr Dienst in der polnischen Verwaltungsstelle polnisch sprechen und schreiben könne. Ich erklärte etwa: „Ich bin deutscher Bürger, und ein Deutscher lernt die polnische Sprache nur sehr schwer, während ein sprachbegabter Pole die deutsche Sprache leichter erlernt." Ich merkte an seiner Miene, daß es Zeit war für mich abzuhauen, damit ich nicht schuldlos irgendwo im Verließ landen würde. Der nächste Transport der Deutschen ging drei Tage später. Ich habe dem Verwaltungsleiter - Kommissar Janeck - mein Vorhaben der Abreise mitgeteilt, weil ich zumindest dessen Duldung brauchte. Er versuchte zunächst abzuraten, weil er meine Mitarbeit schätzte. Er sah dann ein, daß es das beste für meine Familie und für mich war, wenn wir abfuhren. Vorbereitet hatte ich meine Familie schon länger. Unsere Papiere hatte meine Frau immer auf dem Körper bei sich. Alles, was wir an diesen Dingen haben, verdanke ich der Tatsache, daß meine Frau die Ruhe bei aller Aufregung behielt trotz des Todes unseres Sohnes Harald.

Hier möchte ich eine besondere „Einschiebung" machen, und zwar deshalb, weil ich bereits im Jahre 1951 eine „protokollarische Aussage"

vor dem früheren beamteten Juristen Dr. Berg über die Zeit von April 1945 bis Mai 1946 gemacht habe. Diese Aussage war damit wesentlich zeitnäher und daher auch wohl präziser. Sie ist auch veröffentlicht in dem Band I/2 „Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neisse", herausgegeben vom damaligen Bundesministerium für Vertriebene. Sie hat auf den Seiten 243 bis 248 und 770 bis 772 folgenden Wortlaut:

Protokollarische Aussage des Verwaltungsangestellten Franz Schwenkler aus Köslin in Pommern

– Original, 3. Juni 1951, 8 Seiten, Teilabdruck –

Die Zeit der Russen- und Polenherrschaft in Köslin vom April 1945 bis zum Mai 1946

Der Berichterstatter hatte den Einfall der Russen am 6. März 1945 in Nessin bei Kolberg erlebt und sich nach fünfwöchigem Aufenthalt dort in seine Heimatstadt Köslin zurückbegeben.

Als wir am 12. April 1945 in Köslin ankamen, mußten wir feststellen, daß die Stadt einige Tage vorher von Deutschen restlos geräumt worden war. Nur vereinzelt waren diese bereits zurückgekehrt. Unbehelligt kamen wir bis kurz vor unser Haus, als uns zwei russische Soldaten anhielten und zwei unserer Koffer auf der Straße entleerten. Unser Haus hatte bei den Kämpfen zwei Treffer abbekommen, war aber bewohnbar. Im Innern fanden wir aber alles durchgewühlt und ausgeplündert und ein unbeschreibliches, wüstes Durcheinander. Unsern Eintritt in das Haus mußten zwei Russen bemerkt haben, denn kurz darauf drangen sie ebenfalls ein und entwendeten uns von unseren Sachen das noch brauchbar Erscheinende wie Anzug, Mantel, Schuhe, Wäsche usw. In der ersten Nacht im eigenen Hause wurde ich von einer russischen Streife verhaftet. Die Streifen durchsuchten damals sämtliche Häuser nach Arbeitsfähigen. Während eigenartigerweise aus meinem Hause nur ich mitgenommen wurde, aber meine Frau und einige andere jüngere Frauen verschont blieben, wurden sonst auch Frauen mitgenommen. Das war offenbar auf den menschlich eingestellten Führer dieser Streife zurückzuführen. Gegen Morgen wurden wir mit etwa 25 Deutschen in einen Keller am Runden Teich zu vielleicht 100 bereits vorhandenen Deutschen hineingepfercht, nachdem wir auf der russischen Komman-

dantur ein Verhör durchgemacht hatten. Am nächsten Tage wurden die Arbeitsfähigen nach Bedarf aus dem Keller geholt; übrig blieben nur einige Alte und Invaliden, zu denen auch ich als Kriegsversehrter gehörte. Nach eingehender Prüfung durch mehrere russische Offiziere wurde ich am darauffolgenden Tage nach Hause geschickt. Während dieser zwei Tage hatten wir nichts zu essen bekommen.

Mit meinen Angehörigen, die ich zu Hause vorfand, räumte ich nun Haus und Grundstück auf und reparierte die Einschüsse in Dach und Hausecke. In den folgenden Tagen griff mein Vater zwei umherlaufende Pferde auf und bestellte mit ihnen das umliegende Land, um den zurückkehrenden Deutschen im Herbst das Ernten von Nahrungsmitteln zu ermöglichen. Von durchtreibenden Rinderherden irrte eines Tages eine Kuh mit Kalb ab und gelangte in unseren Stall. Das Kalb lieferte uns für die nächsten Tage Fleisch und die Kuh Milch. Hierdurch konnten wir auch die im nahegelegenen Ulrikenstift befindlichen alten Menschen mit Nahrungsmitteln unterstützen. Von den Insassen des Stifts erfuhren wir viel über die bisherigen Ereignisse in Köslin. So berichteten sie, daß die Russen gleich nach dem Einmarsch zwei alte Männer am Kaffeetisch erschossen hätten, ferner im Nachbarhaus einen Mann, weil er keine Uhr abgeben konnte. Einige Diakonissinnen und alte Frauen des Stifts waren nach ihren Angaben vergewaltigt worden. Meinen Nachbarn Wruck, der durch Kriegsverwundung ein steifes Bein hatte, hatten die Sowjets verschleppt; er ist bis heute nicht zurückgekehrt.

Aus den übereinstimmenden Berichten der zurückgebliebenen Augenzeugen ergab sich weiterhin, daß die Innenstadt, die ein trostloses Bild der Verwüstung darbot, nicht durch das Kampfgeschehen vernichtet, sondern nach der Besetzung von besonderen russischen Kommandos angezündet und niedergebrannt worden war. Den Feuerschein hatten wir selbst wohl zehn Tage lang beobachtet. Die Aufräumungsarbeiten wurden erst später durch deutsche Arbeitskommandos durchgeführt. Besondere Trupps mußten die in den Gärten und Plätzen vergrabenen Leichen exhumieren und auf dem Friedhof in Massengräbern einscharren. Aber nach unserer Rückkehr kamen noch oft Morde und andere Verbrechen vor. So wurde eines Tages eine Frau Knop aus der Schützenstraße in einer Hecke ermordet aufgefunden. Eine Frau Meyer aus der Ritterstraße wurde am Tage auf der Straße von Russen erschossen. Eines Morgens wurde Bäckermeister Köhler, der in einer polnischen Bäckerei arbeitete,

in der Wilhelmstraße erschossen aufgefunden. Da er schwerhörig war, halte ich es für möglich, daß er den Anruf eines russischen oder polnischen Postens überhört hat und deshalb erschossen worden ist. Wie ich immer wieder feststellen mußte, haben die Deutschen in den Dörfern zu Beginn der Besetzung wie auch später noch mehr zu leiden gehabt als die Stadtbewohner, ob es sich um dauernde Plünderungen, Vergewaltigungen oder um Verschleppungen handelte. Besonders furchtbar war es in den Dörfern, in denen keine „Kommandantur“ war, die Banden also völlig freie Hand hatten. Dort waren die Unsicherheit und Rechtlosigkeit der Deutschen unbeschreiblich. Ich hatte in meiner späteren Tätigkeit bei der deutschen Verwaltungsstelle ständig auch mit den Bewohnern der ländlichen Gebiete zu tun und konnte mir dadurch ein einwandfreies Bild über die Ereignisse im ganzen Kreisgebiet verschaffen. Aber auch in der Stadt waren die völlige Unsicherheit und Rechtlosigkeit der Deutschen, die noch lange andauerte, besonders zermürbend. Die Frauen waren Freiwild. Eines Tages wurde die Tochter des Maurers Schüttner aus der Jamunder Straße von einem russischen Offizier erschossen, weil sie ihm energisch Widerstand leistete. Ebenso gingen die Verschleppungen weiter, die von Anfang an in großem Umfange durchgeführt worden waren. Jeder mußte bei Tag und bei Nacht damit rechnen, von russischen oder polnischen Soldaten aus der Wohnung oder von der Straße weg verhaftet und eingesperrt oder verschleppt zu werden. In der Stadt befanden sich verschiedene Lager, in die die verhafteten Landsleute gebracht wurden, bevor sie den Marsch gen Osten antreten mußten. Auch mehrere meiner Verwandten sind verhaftet und verschleppt worden. Man hatte keine Möglichkeit, sie mit Lebensmitteln oder sonst zu unterstützen. Sie waren ohne jeden Anlaß verhaftet worden und sind heute noch nicht zurückgekehrt. Von vielen Verschleppten ist bekannt, daß sie unterwegs oder in den Gefängnissen elendiglich umgekommen sind, während von anderen jede Spur fehlt, wie auch von verschiedenen meiner Verwandten und näheren Bekannten bisher nichts zu erfahren war. Die Verschleppungen gingen anfangs in der Art vor sich, daß alle arbeitsfähigen Männer und Frauen erfaßt wurden, wobei es auch nicht ins Gewicht fiel, daß man Mütter von ihren Kindern trennte.

Als wir einige Tage wieder in Köslin weilten, drang ein russischer Kapitän in unser verschlossenes Haus mit Gewalt ein und beschlagnahmte für sich ein Zimmer. Dies war für uns insofern nützlich, als durch seine

Anwesenheit das Haus vor umherstrolchenden Soldaten sicher war. So wohnten wir in unserem Heim bis Anfang Juni 1945 ohne außergewöhnliche Belästigungen.

In der Zwischenzeit waren rund 12 000 Deutsche wieder nach Köslin zurückgekehrt. Es hatte sich eine sogenannte deutsche Verwaltung gebildet, die aus Kommunisten und KZlern bestand und russischen Schutz genoß. Einige dieser Kommunisten lieferten an die Russen diejenigen Deutschen aus, die der NSDAP oder ihren Gliederungen angehört hatten. Diese Landsleute wurden eingesperrt, und bis auf einzelne dürften sie im Osten umgekommen sein. Unterdessen war vorgesehen worden, daß die Verwaltung der Stadt in polnische Hände übergehen sollte. Nach und nach waren polnische Soldaten und Zivilisten nach Köslin verlegt worden, die durch ihre Plünderungen und Schikanierungen der Deutschen noch größere Unruhe als bisher in die Stadt brachten.

Um die Deutschen vor den dauernden Übergriffen der Polen einigermaßen schützen zu können, ordnete der russische Kommandant an, daß sämtliche Deutschen in ein von ihm bezeichnetes Stadtviertel umsiedeln mußten. Dieses Stadtviertel wurde durch russische Posten vor den Polen geschützt, was aber nicht verhindern konnte, daß die russischen Posten ihrerseits bei den Deutschen plünderten. Ich selbst zog nach Erlaß der Umsiedlungsverordnung mit meiner Familie in die Rosenstraße 16a. Unsere Sachen konnten wir auf ein Fuhrwerk laden und mitnehmen, ohne daß der russische Kapitän uns hieran hinderte.

Mitte Juli 1945 ging die Verwaltung der Stadt in polnische Hände über, und eine der ersten Taten der Polen war es, daß sie in einer Nacht sechs Straßen – nämlich Marien-, Annen-, Bismarck-, Dorotheen-, Karkutsch- und Gärtnerstraße – innerhalb von zehn Minuten von den Deutschen räumen ließen. Diese konnten sich in der kurzen Zeit kaum anziehen, geschweige denn Nennenswertes mitnehmen. Sie wurden sämtlich auf den von unserem Stubenfenster aus zu beobachtenden Schulhof getrieben. Von hier aus mußte ich am nächsten Tage mitansehen, daß mehrere Personen bei der herrschenden großen Hitze ohnmächtig wurden und daß polnische Soldaten auf die Deutschen einschlugen. Die Polen hatten vor, diese ausgetriebenen Deutschen zu verfrachten und über die Oder zu schicken. Auf Vorstellungen bei dem russischen Kommandanten vereitelte dieser den Plan, und die Menschen konnten sich schließlich

von dem Schulhof entfernen, durften sich jedoch nicht in ihre bisherigen Wohnungen begeben. Sie zogen zum Teil in die Nachbardörfer und an den Stadtrand.

Die Rosenstraße, in der ich wohnte, wurde von der Räumung nicht betroffen, sie wurde von russischen Posten abgesperrt. Nach einer Postenablösung drangen die abgelösten Posten in unsere Wohnung ein, durchwühlten sie vollkommen und nahmen alles ihnen brauchbar Erscheinende mit. Es waren vier Soldaten, die jeder einen Sack voll Beute wegschleppten. Trotzdem empfanden wir es als eine weitere Fügung des Schicksals, daß wir von dieser schrecklichen, menschenunwürdigen, nächtlichen Räumungsaktion verschont geblieben waren. Darüber hinaus hatten wir das Glück, bis zu unserer Ausweisung am 12. Juli 1946 in dieser Wohnung bleiben zu können. Die von den Russen seinerzeit eingerichtete deutsche Verwaltungsstelle wurde von den Polen übernommen. Da ein Bekannter von mir dort beschäftigt war und ich in unmittelbarer Nähe wohnte, wurde ich eines Tages in diese Verwaltungsstelle eingestellt. Als Leiter fungierte ein polnischer Kommissar. Anfangs bestand diese Verwaltung nur aus deutschem Personal, später trat polnisches Personal zur Wahrung der polnischen Interessen hinzu. Zu befassen hatten wir uns insbesondere mit dem Arbeitseinsatz der Deutschen, der Verteilung der Lebensmittelkarten, die allerdings kaum praktischen Wert besaßen, der Quartierbeschaffung für die zuziehenden Polen und mit der Zusammenstellung der Aussiedlungstransporte.

Für die Quartierbeschaffung wurde vom polnischen Landrat ein Pole angestellt, dessen Tätigkeit darin bestand, binnen zehn Minuten die Deutschen unter Hinterlassung ihrer Habe hinauszuwerfen und die geräumte Wohnung mit Polen zu besetzen. Das Hinauswerfen aus der Wohnung passierte einigen Deutschen bis zu zehn Malen, so daß sie absolut nichts mehr besaßen. Auch wenn sie sich jedesmal wieder verschiedene Gegenstände verschafft hatten und ihnen schließlich nichts anderes übrigblieb, als die Heimat zu verlassen. Bis Anfang 1946 fanden die Aussiedlungen mehr oder weniger auf freiwilliger Grundlage statt, wenigstens in formeller Hinsicht, da jeder unterschreiben mußte, daß er die Heimat freiwillig verlasse. Diese ungeschützten Transporte wurden auf der Fahrt fast restlos ausgeplündert. Weil ich dies wußte und die politische Lage zunächst noch nicht geklärt war, empfahl ich den Deutschen anfangs, nicht auszusiedeln.

Im August beschlagnahmte ein polnischer Angestellter des Landratsamts ein Zimmer unserer Wohnung für sich. Obwohl wir zunächst davon nicht erbaut waren, mußten wir doch feststellen, daß wir durch diese Einquartierung wieder vor polnischen Banditen Schutz genossen, die sonst laufend die Wohnungen der Deutschen durchwühlten und plünderten. Unser Pole trat den polnischen wie auch den russischen Plünderern sehr energisch entgegen, und da sich seine Dienststelle nur drei Häuser entfernt befand, war er bei Übergriffen sofort zur Stelle. In dieser aufwühlenden Zeit gebar meine Frau am 17. Oktober einen Sohn, der aber – sicher infolge der Aufregungen und Strapazen, die meine Frau durchzumachen hatte – nicht lebensfähig war, langsam weniger wurde und am 15. Juni 1946 verstarb. Damals hatten wir noch deutsche Pastoren in Köslin, so daß das Kind ordnungsgemäß auf dem Friedhof beerdigt werden konnte.

Bis etwa Mai 1946 fand in Köslin noch allsonntäglich ein evangelischer Gottesdienst statt, bis der letzte Pastor ausgewiesen wurde. Dieser hatte sich in jeder Beziehung furchtlos für die Landsleute eingesetzt und war so den Polen seit langem ein Dorn im Auge.

Durch den Mangel an Lebensmitteln und fehlende Hygiene entstanden im Winter 1945/46 Seuchen wie Typhus und Ruhr, die eine große Anzahl der Landsleute dahinrafften. Ein deutsches Seuchenkrankenhaus wurde eingerichtet, in dem die in Köslin verbliebenen Diakonissen sich vorbildlich für die armen Menschen einsetzten. Von der polnischen Stadtverwaltung erhielten sie weder finanziell noch materiell irgendwelche Unterstützung und waren hinsichtlich der Beschaffung von Lebensmitteln auf ihr eigenes Organisationstalent angewiesen. Die deutschen Ärzte hatten sich aus den Beständen der Apotheken usw. Medikamente verschafft, nach deren Verbrauch sie ohne Hilfsmittel dastanden.

Wieviel Todesopfer die Seuchen erfordert haben, kann ich nicht übersehen. Es muß sich aber um eine erhebliche Zahl gehandelt haben, denn aus meinem Verwandtenkreis sind allein zwei Frauen mit zwei Kindern damals gestorben, während eine an Typhus erkrankte Base mit dem Leben davonkam.

Ein besonderes Kapitel bildeten die Geschlechtskrankheiten und Schwangerschaften auf Grund der besonders zu Anfang sehr zahlreichen Vergewaltigungen. Die deutschen Ärzte versuchten, den Frauen zu helfen, wo

es irgend anging. Als Ärzte setzten sich damals Dr. Peglow, Dr. Krüger und der damals 82jährige, auf der Flucht von Ostpreußen dort gebliebene Dr. Spurgat ein. Ein weiterer über 80 Jahre alter Arzt, der auch im polnischen Krankenhaus Dienst tun mußte, dessen Name mir entfallen ist, wurde eines Tages von den Polen verhaftet und derart mißhandelt, daß er im Gefängnis verstarb.

Anfang September 1945 organisierten die deutschen Kommunisten in der Verwaltungsstelle mit Hilfe der russischen Kommandantur für sich einen sogenannten Antifaschistenzug und verließen die ihnen anvertrauten Landsleute, um sich, wie sie selbst sagten, in Deutschland gute Positionen und Wohnungen rechtzeitig zu verschaffen. Einige davon haben noch heute in der russischen Zone gute Stellungen inne.

Nach dem Weggang der Kommunisten scharte ich einige anständige Deutsche um mich, um sie, soweit wie nur irgend möglich, zur Wahrung der Interessen der Deutschen einzusetzen. Hierbei hat sich besonders der pensionierte Schulrat Radtke verdient gemacht. Wenn es auch sehr schwer, ja, fast unmöglich war, die Landsleute vor den Übergriffen der Polen und Russen zu schützen, so hatten wir doch durch die Organisierung der Ausweisung ungezählten Landsleuten helfen und sie vor einem ungewissen Schicksal (Verhaftung, Verschleppung usw.) bewahren können. *Der Berichterstatter erwähnt einen kleinen ungeklärten Diebstahl, der zur Verhaftung und Mißhandlung einer Reihe von Deutschen Anlaß gab.* Bei der Aussiedlung kamen die dafür vorgesehenen Deutschen in ein Lager, in dem sie bis zum Abgang des Transports bleiben mußten. In diesen Lagern wurden die Deutschen in der späteren Zeit nicht mehr direkt, aber doch indirekt dadurch ausgeplündert, daß sie ihre Wertsachen zu unverhältnismäßig niedrigen Preisen an den polnischen Kommissar verschleudern mußten. Dieser verschaffte sich hierdurch ein erhebliches Nebeneinkommen. Besonders gefährdete Deutsche wie Kriegsgefangene oder Spezialisten, die nach Anweisung des polnischen Landrats Köslin nicht verlassen sollten, durften in diesen Lagern natürlich nicht untergebracht werden. Sie wurden unter falschem Namen registriert und bis zum Abgang des Transports in Privathäusern versteckt gehalten.

Da der bei mir wohnende Pole ein Radio besaß, konnte ich mir über die Lage in Deutschland ein ungefähres Bild verschaffen. Als ich in den Nachrichten von dem Potsdamer Abkommen Kenntnis erhielt, wonach

die deutschen Ostgebiete den Polen überlassen und die dort wohnenden Deutschen in „humaner“ Weise ausgesiedelt werden sollten, empfahl ich den Landsleuten im Gegensatz zu meiner früheren Stellungnahme, die Heimat zu verlassen. Besonders die alten Menschen konnten dies jedoch nicht fassen und suchten dort zu bleiben, obwohl gerade sie als nicht Arbeitsfähige besonders Not litten. Im Laufe der Zeit wurden immer mehr Deutsche gegen ihren Willen zur Aussiedlung gezwungen, aus ihren Wohnungen getrieben und in das Lager gebracht. So fuhren am 10., 12., 14., 16., 19. und 26. April 1946 Transporte mit je etwa 2000 Deutschen über die Oder. Während meiner Tätigkeit sind ca. 30000 Deutsche aus Köslin abtransportiert worden, die aus Stadt- und Landkreis Köslin sowie aus den Nachbarkreisen stammten. Es hatte sich bald in der weiteren Umgebung herumgesprochen, daß in Köslin eine deutsche Verwaltungsstelle bestand und deshalb die Aussiedlung in verhältnismäßig menschlicher Art durchgeführt wurde.

So hatten wir durch unsere Tätigkeit auch dafür gesorgt, daß grundsätzlich zu jedem Transportzug ein Lazarettwagen gehörte, den möglichst ein Arzt oder eine Vollschwester mit dem notwendigen Pflegepersonal betreuten. Ein wesentlicher Teil meiner Aufgaben bestand darin, für einen solchen Lazarettwagen das erforderliche Personal ausfindig zu machen, um die zum Transport gehörenden Alten und Kranken nicht umkommen zu lassen. Für jeden Ausgewiesenen war auch Marschverpflegung vorgesehen, die jedoch zum großen Teil von Polen verschoben wurde.

Im Juni 1946 trat ich an den polnischen Landrat wegen einer Gehaltsverbesserung heran, die dieser aber ablehnte. Er verfügte vielmehr, daß sogar die bisherige geringe Bezahlung gestrichen wurde. Mit Rücksicht hierauf und aus dem Gefühl heraus, daß es für mich an der Zeit sei, entschloß ich mich kurzerhand, mit meiner Familie den nächsten Transportzug zu benutzen, worauf sich 2000 Kösliner mir anschlossen. Wie auch die früheren Umsiedler konnten wir soviel mitnehmen, wie wir tragen konnten. Unser Transport, dem wie sonst polnisches Bewachungspersonal beigegeben wurde, gelangte ohne Zwischenfälle bis Stettin, wo wir in Frauendorf in einem Lager untergebracht wurden. Bis zur Kontrolle mußten wir zusammengepfercht auf dem Hofe verharren. Wir wurden in Gruppen eingeteilt und zunächst entlaust. Die Durchsuchung war meist sehr eingehend, verschiedene Frauen wurden einer genauen Leibesvisitation unterzogen. Abgenommen wurden alle Lebensmittel über eine

Zweitage-Ration, das polnische Geld und das deutsche Geld über 1000 RM und sonstige Sachen. Nach meiner Beobachtung wurden manchen Landsleuten mutwillig und nach Ermessen der Kontrollbeamten Sachen abgenommen, die sie an sich hätten behalten dürfen. Nach der Überprüfung wurden wir in den Räumen eines zum Teil zerstörten Gebäudes zusammengepfercht, in die wir wie Vieh hineingejagt und uns selbst überlassen wurden. Die Tage in Frauendorf werden allen Leidensgenossen besonders unvergeßlich bleiben. Dort bestanden weder hygienische Einrichtungen noch war in sonstiger Weise für die Unterbringung der Massen gesorgt worden. Es reichte nicht einmal der Platz aus, um sich auf dem blanken Fußboden voll ausstrecken zu können. Auch die Verpflegung war äußerst mangelhaft. Glücklicherweise brauchten wir nur drei Tage zu warten - gegen sonst meist zehn Tage. Wir kamen dann nach Lübeck-Pöppendorf, wo wir durch die trotz des Zusammenbruchs gute deutsche Organisation und die für die damaligen Verhältnisse ausgezeichnete Verpflegung angenehm überrascht wurden.“

Soweit die protokollarische Aussage in der Dokumentation der Vertreibung.

Über die „humane“ Aussiedlung möchte ich noch sagen, daß wir in der deutschen Verwaltungsstelle etwa 12000 Menschen aus Köslin mit den Transporten legal oder illegal rausgebracht hatten, weil das Leben unerträglich geworden war. Diese polnische Verwaltungsstelle der Deutschen hatte unter anderem die Aufgabe, daß Deutsche, die qualifizierte Arbeit für Russen und Polen leisteten, z. B. in den Nähstuben des Militärs oder auch in der polnischen Verwaltung oder in Haushalten, nicht ausreisen sollten. Ich hatte eine Liste erhalten und war dafür praktisch verantwortlich.

Ich erinnere mich an einen Fall. Eine Mutter, die auf der Nähstube angestellt war, hatte ein Kind, das am Auge operiert werden mußte. Die Mutter war natürlich in großer Not, wollte ihr Kind keinem polnischen Arzt anvertrauen und bat darum, mit hinausgeschleust z werden, obwohl sie „u.k.“ (unabkömmlich) gestellt worden war. Ich verpaßte ihr einen anderen Namen, aber trotzdem wurde sie auf dem Bahnhof von den Russen erwischt. Auf die Frage, wie sie zu der Ausreisebescheinigung käme, antwortete sie sofort, das hat der Herr Schwenkler gemacht. Ich wurde geholt, da ich damals für die Erledigung der Abfahrt zuständig war; ich mußte den Polen Rede und Antwort stehen. Es geht immer sehr laut dabei zu, aber meine Rettung war nicht meine Haltung allein, sondern

es war ein russischer Offizier, der den Krach im Warteraum hörte. Die Lautstärke der Polen genügte schon, daß der Russe sich einmischte. Meine einzige geistesgegenwärtige Tat bestand darin, daß, während sie sich stritten, ich mich lautlos verdrückte. Ich kam tatsächlich weg und war somit der Gefahr einer bevorstehenden Verhaftung entgangen.

Durch das Radio hatten wir bis dahin nur bruchstückweise erfahren, ob und welche Vereinbarungen die Alliierten für Deutschlands Zukunft getroffen hatten und wie sie Deutschland verwalten wollten. Dessen ungeachtet zogen wir los. Das Ziel war für alle in der Heimat noch Lebenden erstmal „über die Oder“ zu kommen. Dort, so schwebte es uns vor, herrschte noch eine deutsche Verwaltung, es mußten also deutsche Menschen sein, die die Verwaltung in der Hand hatten. Die Enttäuschung war nachher groß, aber es war ganz gut, daß wir solange zu Hause ausgehalten hatten, so daß wir die ersten großen Schwierigkeiten wie Hungersnöte, Wohnungsnot usw. hier kaum mitgemacht haben. Mit uns auf dem Transport zogen meine Eltern, meine Schwiegermutter, mein Onkel Erich, die Familie Reblin – Marta mit zwei Kindern – und Frau Pagel mit ihrer Mutter und auch zwei Kindern. Es war so, daß wir mit anderen Bekannten einen ganzen Waggon füllten, der mir auch zugesagt worden war, ebenso auch die Sicherheit auf der Fahrt im Güterwagen, obwohl das sehr problematisch war. Wir kamen aber tatsächlich, ohne geplündert zu werden, in Stettin-Frauendorf an.

In Scheune bei Stettin wurden wir der Registrierung zugeführt, und zwar einzeln. Die beiden Kinder mit ihren Rucksäcken, die einige wichtige Sachen enthielten, wurden beiseitegestellt, weil auch meine Frau glaubte, daß dadurch etwas gerettet werden konnte; aber Irrtum, auch unsere beiden Kinder Detlef und Dorothea wurden durchsucht und ihnen einiges weggenommen. Was war nun das Nächste? Wir wurden registriert und auch für gesund befunden, trotz Dorotheas fiebriger „Erkältung“ (Scharlach). Hede hatte Dorit eingeschärft, daß sie bei der Untersuchung sagen sollte, ihr ginge es gut, die roten Flecken wären Flohbisse. Meine Aufgabe sah ich jetzt darin, dafür zu sorgen, daß wir aus diesem Elendslager so schnell wie möglich herauskommen. Nach „Rücksprache“ mit einem leitenden Polen wurde meine 78jährige Schwiegermutter, wir selbst mit den beiden Kindern und die Verwandtschaft bevorzugt hinausgelassen. Wir verließen mit dem Zug am 17. Juli 1946 um 11.55 Uhr Stettin und landeten am 18. Juli um 13.30 Uhr in Pöppendorf bei Lübeck.

Manifest der Pommern (von 1973)

Wir Pommern sind als Deutsche zugleich Europäer.
Unser Land – ein Teil Deutschlands – liegt in Europa,
es ist nicht untergegangen.
Unser Recht auf die Heimat ist nicht erloschen.
Deutschland besteht in seinen rechtmäßigen Grenzen,
obwohl die Weltmächte die Macht über Deutschland geteilt haben.
Trotz Teilung besteht das deutsche Volk als Einheit fort
und mit ihm sein Recht auf Selbstbestimmung.

Wir Pommern wissen, daß dem polnischen und dem deutschen Volke
nicht vergessenes Unrecht zugefügt worden ist. Wir wissen aber auch,
daß nicht das Verharren in der Erinnerung an Leid und Unrecht
den Weg für eine bessere Zukunft ebnet, sondern der gemeinsame Wille,
das Recht zu achten und so künftige Aufgaben zu meistern.
Wir haben erfahren, daß wir lernen, uns zu verstehen;
wir wissen, Europas Zukunft ist auch unsere Zukunft,
seine Kraft – unsere Kraft, seine Freiheit – unsere Freiheit.

Wir Pommern wollen eine Zukunft Europas,
die Grenzen durch Freiheit überwindet;
dazu wollen wir uns untereinander, miteinander und füreinander verbinden,
Pommern – Deutsche – Europäer.
Wir wollen das Recht auf die Heimat als Menschenrecht verwirklichen;
wir wollen es zur Brücke machen zwischen Nachbarn in Ost und West.
Wir wollen unsere Mitbürger, die Europäer und die Völker der Welt
dafür gewinnen, Frieden zu suchen, wo allein er zu finden ist:
in der Freiheit der Selbstbestimmung von Menschen und Völkern.

Am 26. Mai 1973 verabschiedete die Pommersche Abgeordnetenversammlung dieses am 1. Mai 1973 vom Bundesvorstand der Pommerschen Landsmannschaft beschlossene **Manifest der Pommern**. Der Inhalt dieses Manifestes ist vor dem historischen Hintergrund zu sehen, daß fast genau ein Jahr zuvor – nämlich am 17. Mai 1972 – als Teil der umstrittenen Ostpolitik der sozial-liberalen Koalition unter Willy Brandt der am 7. Dezember 1970 unterzeichnete **Warschauer Vertrag** zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Volksrepublick Polen vom Deutschen Bundestag ratifiziert wurde. Weitere historische Wegmarken zur deutsch-polnischen Grenze und zum Verlust Hinterpommerns als jahrhundertelange deutsche Heimat waren: • **Potsdamer Abkommen** vom 2. August 1945 als Kommuniqué der Konferenz der Siegermächte über Deutschland • **Görlitzer Abkommen** vom 6. Juli 1950 als Grenzvertrag zwischen der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) und der Volksrepublik Polen • **Deutsch-polnischer Grenzvertrag** vom 14. November 1990 zwischen Deutschland und Polen als Folge des **Zwei-plus-Vier-Vertrages** vom 12. September 1990 im Rahmen der „Wiedervereinigung“ Deutschlands, aber ohne seine Ostgebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie

